

# Neue Notizen

aus dem

## Gebiete der Natur- und Heilkunde,

erkenntlich und beigefügt  
von dem Ober-Medicinalrath Dr. Carl zu Danzig, und dem Medicinalrath und Kreisrath Dr. Carl zu Berlin.

No. 692.

(Nr. 10. des XXXII. Bandes.)

November 1844.

Gebruckt im Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar. Preis eines ganzen Bandes, von 24 Bogen, 2 Rth. oder 3 Rth. 30 Gr., des einzelnen Stückes 3 Rth. Die Tafel schwarze Abbildungen 3 Rth. Die Tafel colorirte Abbildungen 6 Rth.

## Naturkunde.

### Die Mongolen.

Von Bayle St. John, Csq.

(Schluß).

Das Klima der Mongolei ist im Allgemeinen rauh, obwohl in manchen Gegenden die Hitze zuweilen ungemein drückend wird. Nichts liegt 2400 F. über der Meereshöhe, also höher, als alle Städte in der Schweiz, und von dort bis Urga reist man beständig bergauf.

Der politische Eintheilung nach, zerfällt die Mongolei in mehrere Provinzen, die sämmtlich die Oberherrschaft des chinesischen Kaisers anerkennen. Es ist hier nicht der Ort, über die Verwaltung des Landes in Einzelheiten einzugehen. Ich will nur bemerken, daß die Untertänigkeit der Mongolen vollkommen gesichert ist, und daß selbst die Chinesen ihre große Mauer gegenwärtig für ganz überflüssig halten. Vor der Unterjochung der Mongolei war die gewaltige Festungswerk gleichsam beständig belagert und von einer sehr zahlreichen Besatzung vertheidigt. Gegenwärtig sieht es sich menschenleer über Berg und Thal und nimmt sich etwa wie eine unvollendete Eisenbahn aus.

Der Lamaismus dient der Regierung als ein Hauptmittel, um die Mongolen in Ordnung zu erhalten. Derselbe wirkt schon an und für sich auf Mildeberung der Sitten und des Characters hin; allein seine Priester haben auch völlig unter der Vormachtigkeit des himmlischen Kaisers, der sogar dem mongolischen Papste, dem sogenannten Kultuku, seine Eingebungen von Oben dictirt.

Ein Punkt in der alten Civilisation der Mongolen ist nicht zu übersehen, nämlich das gegen das Ende des Mittelalters hin in Europa allgemein die Ansicht herrschte, die Mongolei enthalte große Städte, u. A. die Hauptstadt Karakorum. Die neueren Geographen läugnen jedoch, daß solche Städte, wenigstens von der ihnen zugeschriebenen Wichtigkeit, je vorhanden gewesen seyen. Walter Brun bemerkt, der angebliche frühere Glanz von Karakorum werde nirgends durch Ruinen bestätigt, und die Mongolei

sen nie bevölkert und reich genug gewesen, um große Prachtstädte zu erbauen. Es kommen jedoch selbst in der öden Wüste Kobi Spuren früherer Prachtgebäude wirklich vor, welche sich, z. B., an einem Bergabhange über zwei Berge weit erstrecken. Sie sind sämmtlich aus Steinen erbaut; überall stellen sich die Ueberreste von Tempeln und anderen colossalen Bauwerken, die jetzt mit Gras und Moos überwachsen sind, den Blicken dar. Bei manchen ist auch nur das Grundgemäuer von Granit und das Uebrige aus Backsteinen aufgeführt. Als Mittelreis bediente man sich einer Mischung von Thon und Kies; der Thon ist jetzt verwittert und nur der Kies noch vorhanden. Manche dieser Gebäude sind rund und mit Kameelien verziert; in den Tempeln bemerkt man leere gewölbte Nischen, und in den Höfen liegen Bruchstücke einer grünen Steinart umher, die auch das Material einiger Tische bildet.

Auf eine Straße von vier Wersten von den eben beschriebenen Ruinen sieht man, wenngleich nicht so dicht beisammen, ähnliche Altarhäuser, Grabmäler, Thürme und Mauern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier einst eine vortrefliche Stadt stand; denn gewiß waren neben den massiven Gebäuden eine Anzahl ähnlicher Wohnungen vorhanden, von denen jetzt jede Spur verschwunden ist. „Diese Ruinen, sagt Limkowski, welche die einstige Residenz eines Nachkommen Dschengis-Khan's bezeichnen, bieten jetzt den Herden einen Zufluchtsort dar. Die Mongolen selbst besuchen diese Denkmale ihrer vergangenen Größe und Heerlichkeit nur selten“.

Demnach ist es mir unbegreiflich, wie Bory de St. Vincent von der Menschentrac, welcher die Mongolen angehört, hat behaupten können, sie habe nirgends Städte gegründet. (Nulle part ils n'ont bâti des villes.)

Uebrigens giebt es noch mehr authentische Zeugnisse, daß sich in der Mongolei die Trümmer von Städten finden. Der russische Gesandte Fedorantsch beschränkt im siebzehnten Jahrhunderte deren drei, in denen sich viele mit kreuzweis zusammengeschlagenen Weiren stehende Bildsäulen

von Königen (vielleicht buddhistische Höfner) vorfanden und die mit Erdwollen umgeben waren. Dieß, wird man vielleicht einwenden, dürften keine Städte in dem Sinne, wie wir das Wort verstehen, sondern vielmehr nur aus öffentlichen Gebäuden bestehende Versammlungsorte der Mongolen gewesen seyn; aber die hölzernen Gebäude, mit denen sie vielleicht umgeben waren, hatten doch wohl keine größere Dauer, als die Londoner Backsteinhäuser, und wenn London gegenwärtig verödet, so dürfte nach drei bis vier Jahrhunderten nicht viel mehr davon übrig seyn, als dessen öffentliche Gebäude.

Wir dem auch sey, so steht doch so viel fest, daß die Mongolen stets eine große Neigung zur Veränderung ihres Wohnortes gezeigt haben, und hierzu wurden sie theils durch die Pizenlecken, theils durch die Beschaffenheit ihres Landes gezwungen, und nach und nach wurde das Wandern ihnen zur Gewohnheit. Das Gerippe ihrer Zelte besteht gewöhnlich aus Weidenruthen, die an den Stellen, wo sie sich kreuzen, mit Riemen zusammengebunden sind. Die Dachsparren sind lange Stangen, die oben zusammentreffen und zwischen denen eine kleine Oeffnung bleibt, durch die der Rauch abzieht. Dieses Gerippe wird im Sommer mit einer einfachen, im Winter mit einer dreifachen Filzlage bedeckt. Den Filz verfestigen sie aus Wolle und Pferdehaar, welches letztere sie sich verschaffen, indem sie den einjährigen Fohlen, sowie manchen Pferden alljährlich, die Mähne abschneiden.

Der eigentliche mongolische Name für Zelt ist Uher, weniglich sich die Reisenden mehrtentheils der Sibirischen Wörter: Kibitze und Jurte bedienen. Wenn man durch die niedrige, schmale, stets gegen Süden gerichtete Thür hineingetretten ist, hat man rechter Hand, hart an der Thür, den für die Frauen bestimmten Platz. Alte Leute haben Filzteppiche mit eingewickelten Verzierungen zum Sitzen. Die Reichen verschaffen sich dieselben aus Persien und Turkistan. Der Thür gegenüber steht ein kleiner Tisch mit Höhenbütteln und Pfeffergeräthen; zur Rechten derselben eine mit Filz belegte hölzerne Bettstelle, zur Linken Koffer und Kisten mit Kleidern. Alle Mongolen sitzen mit gekreuzten Beinen auf dem Boden, daher sie weder Stühle, noch Bänke brauchen. Die Zelte sind mehrtentheils sehr eng, inwiewohl die der Reichen auch manchmal ziemlich geräumig sind, und in manchen Fällen mehrere Zelte miteinander in Verbindung gesetzt werden, so daß sie den Zimmern eines und desselben Hauses gleichen. Die Mongolen geben selbst zu, daß diese Uher sie häufig nicht hinlänglich vor Kälte schützen, so daß die kleinen Kinder die in Pelzwerk eingehüllt werden müssen.

Im Sommer trägt der Mongole mehrtentheils einen langen Rock von Ranking (aus welchem Stoffe auch die Hemden und Unterkleider gemacht werden) oder miß dunkelblauem Seidenzeuge. Ihre Tuchmäntel sind gewöhnlich schwarz oder roth mit gelben Knöpfischnen. In dem mit silberner oder kupferner Schmale beschlagenen Ledergerütle steckt ein Messer und Feuerzeug (Stahl und Stein). Ihre seidenen Mägen sind rund und mit schwarzem Plüsch besetzt. Hinten hängen drei lange rechte Bänder herab, die, vom

Winde bewegt, eine sehr schöne Wirkung thun. Die mit dicken Sohlen versehenen Stiefeln bestehen aus Leder. Im Winter hüllen sie sich in lange Schaafpelze, und ihre Mägen besetzen dann ebenfalls aus Schaafpelz oder aus Bobel-, Fuchs-, Murmeltier- u. c. Fellen.

Die Frauen kleiden sich in vielen Beziehungen wie die Männer. Die alten Reisenden konnten gar keinen Unterschied in der Tracht der beiden Geschlechter wahrnehmen; allein gegenwärtig kleiden sich die Frauen, wenn auch übrigens nicht sehr abweichen, doch weit reich. Die Röcke der reichen bestehen häufig aus dem schönsten blauen Atlas, ihre Mägen aus Bobelpelz, ihre seidenen Gürtel sind mit Silber durchwirkt und mit großen Karneolen besetzt. Selbst die Sättel ihrer Pferde sind mit diesen Edelsteinen verziert. Das Haar theilen sie in zwei Büpfe, welche auf die Brust herabfallen und am Ende mit kleinen Stücken Silber, Korallen, Perlen und verschiedenfarbigen Edelsteinen verziert sind. Korallen werden in der Mongolei sehr geschätzt und theuer bezahlt.

Die Hüme, Sättel und überhaupt das Pferdegeschirr der Mongolen ist häufig mit Kupfer, selten mit Silber, verziert. Bogen und Pfeil und ein kurzes Schwert sind, wie bei fast allen Nomaden, die landesüblichen Waffen. Der sonst in China herrschende Gebrauch, bei der Geburt eines Sohnes einen Bogen und Pfeil an die Hausthür zu hängen, war wohl noch ein Ueberrest vom nomadischen Leben. Künsten und Büchern werden nur von Jägern gelernet, welche Pulver, Schrot und Kugeln aus China beziehen.

Milch ist der Hauptnahrungsmittel der Mongolen und wird theils in ihrem ursprünglichen Zustande als Getränk, theils als Butter und Käse genossen. Von dieser leichten Kost läßt sich einestheils die Wehenbigkeit, anderntheils die geringe Muskelkraft der Mongolen herleiten. Einem Kosacken ist der Mongole an Körperstärke nicht gewachsen; allein der Letztere reitet, wie man behauptet, noch im sechzigsten Lebensjahre seine zweihundert Werste des Tages ohne übermäßige Anstrengung. Im Sommer trinken sie eine Art aus Milch bereiteter Branntweins. Das Tabackrauchen ist bei ihnen allgemein herrschende Sitte. Fleisch genießen sie selten, am häufigsten noch Schöpfensfleisch. Von wilden Thieren essen sie, dringende Fälle ausgenommen, nur die wilde Ziege und das wilde Schwein. Dem Fischen erweisen sie eine abergläubische Verehrung. Wenn der Hunger sie dazu treibt, genießen sie auch das Fleisch der Camoels und Pferde, ja selbst von verpönten Thieren, und in dieser Beziehung thun sie nur, was auch Europäer unter ähnlichen Umständen thun würden, obwohl bei letztern die Noth vielleicht stärker seyn muß, bevor sie sich zu solcher Kost entschließen. Wasser trinken sie selten, aber desto mehr Thee in Backsteinform, der fast immer in dem eisernen Kessel zu finden ist, welcher über dem mit getrocknetem Milche unterhaltenen Feuer hängt, und jeder vorübergehende Fremde darf, wenn er seinen eigenen hölzernen, öfters mit Silber geschnittenen Becher bei sich führt, in's Zelt treten und seinen Durst mit Thee löschen. Sie versehen den Thee, welchen sie Satauran nennen, gemeinlich mit Milch, Butter und

Salz, auch zuweilen mit etwas in Del geröstetem Mehl. Der sogenannte Backsteinthee besteht aus den abgewelkten, schmähigen und schabartigen Blättern und Stielen, welche in den Chinesischen Theefabriken ausgeschossen, dann in Form gepreßt und in Dosen getrocknet werden. Die Chinesen selbst trinken diesen Thee nie, allein die Mongolen, Burjaten, Kalmücken und Sibirier verbrauchen denselben in ungeheurer Menge und Schwächen durch dieses Getränk unstreitig ihre Constitution.

Die kleinen fetten Büffel der Mongolen sind gemeinlich schwarz und erhalten durch ihr dunkliges Haar ein eigenthümliches Ansehen. Die Schaafe geben Milch in Menge, und ihr Fleisch ist, nach Martini's Aussage, von trefflichem Geschmacke. Sie sind weiß, mit langen schwarzen Ohren und sehr großen Schwänzen, wie Herodot und Aelian sie beschreiben. Sie gehören zu der zweiten, von diesen Schriftstellern beschriebenen, Art und sind nicht diejenigen, welche, damit die Schwänge nicht auf dem Boden nachschleppen, eines kleinen Carrens bedürfen; denn die Schwänge der Mongolischen Schaafe sind mehr breit, als lang. Die Pferde sind klein, aber kräftig und mutzig. Ihr Kopf ist ungewöhnlich kurz, ihr Hals schmal.

Wenn dieß Volk durch einen Zufall eine der drei Hausthierarten einbüßte, von denen Leben die Rede gewesen ist, so müßte dieß in ihrer ganzen Lebensweise eine Umgestaltung hervorbringen, sowie auch auf ihre physische Beschaffenheit einen wesentlichen Einfluß äußern. Die allmähliche Austrottung des Rennthieres binnen der letzten 2 bis 3 Jahrhunderte in Sibirien hat ebenfalls in der Lebensweise der dortigen Völkerschaften bedeutende Veränderungen bewirkt, wozu noch die Einföhrung des Hundes gekommen ist; allein, wenn die Mongolen den Büffel, das Schaafe oder das Pferd einbüßten, so würde dieß auf ihr Schicksal einen weit einschneidenderen Einfluß ausüben. Daß ein solcher Fall einst eintreten könne, liegt keineswegs außerhalb der Grenzen der Möglichkeit. Vor etwa 25 Jahren herrschte in der ganzen Wüste Kobi eine solche Sterblichkeit unter den Heerden, daß Manchem, der vorher 500 Pferde besaß, deren nur noch 20 übrig blieben. Allerdings muß es uns auf den ersten Blick höchst unwahrscheinlich vorkommen, daß die Pferde in der Mongolei einmal ganz aussterben; allein da die Mangelhaftigkeit dieses Falles doch vorliegt, so ist auch die Frage, was daraus entstehen würde, nicht aus der Luft gegriffen.

In Sibirien hat man die Bemerkung gemacht, daß die Völkerscharen, welche das Rennthier eingebüßt haben, merklich zurückgegangen sind und gegen andere durch Körperstärkung und Furchtsamkeit sehr zu ihrem Nachtheile abnehmen. Ich bin der Ansicht, daß die Jakuten, bevor sie von den Russen unterjocht worden und ihre Rennthiere eingebüßt, sowie statt deren Hunde eingeföhrt hatten, den Eskimos in vielen Stücken weit ähnlicher gewesen seyen, als gegenwärtig. Ähnliches dürfte sich ereignen, wenn irgend ein Stamm der Mongolen seine Pferde, Büffel oder Schaafe einbüßte, und zugleich müßte dieß einen wesentlichen Einfluß auf das Verschwinden mancher ihrer physischen Charactere äußern.

Um uns hiervon zu überzeugen, brauchen wir bloß zu bedenken, welchen Einfluß die besondere Lebensweise der Mongolen auf dieselben hat, und durch welche Umstände diese Lebensweise bedingt wird. Zuweilen hängt das nomadische Leben der Mongolen, sowie alle durch dieses herbeigeföhreten physischen und moralischen Modificationen, von dem Umstande ab, daß sie für ihre Heerden beständig Weide suchen müssen. Diese Lebensweise, welche Lucian mit der eines Guchschwanzes vergleicht, der von einer Wirthstafel an die andere geht, um überall das Beste zu genießen, läßt keinen regelmäßigen Kunstfleiß bei ihnen aufkommen und brüdt ihrem ganzen Character das Gepräge des Wankelmuthes und der Trägheit auf, so daß sie nur ausnahmsweise einer bedeutenden Kasteiung fähig sind. Einer der besonnensten alten Schriftsteller stellt diesen Character als den aller Nomaden auf. Sollten die Mongolen je, durch den Verlust ihrer Heerden, oder aus irgend einem anderen Grunde, dahin vermahnt werden, in ihren fruchtbareren Hälften und auf ihren Ebenen feste Wohnsitze zu gründen, so würde sich ihr ganzer Character umgestalten. Daß die Mongolei culturfähiges Land genug enthält, um 2 Millionen Menschen, als wir doch man die gegenwärtige Bevölkerung der Mongolei schätzt, zu nähren, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Ich habe bereits über die Nahrung der Mongolen einiges bemerkt, aber einige Umstände absichtlich erst hier zu erwähnen mir vorbehalten. Schon zu Homer's Zeiten war die Lebensweise der Scythen oder Tactaren den Griechen so wohl bekannt, daß diese jenen den Namen Milchtrinker beilegen, und bei allen Nomadenvölkern trifft man dieselbe Vorliebe für Milchnahrung. Gort behauptet, indem er von den in den Alpen umherziehenden Hirten redet, sie genößen nur Käse, Matten und Wolken. Die Mongolen essen, wie bereits erwähnt, zuweilen Fleisch; allein Milch und deren verschiedene Producte bilden immer ihre Hauptnahrung. Der Stutenmilch geben sie mehrertheils den Vorzug, und zwar nicht, wie man noch im vorigen Jahrhunderte glaubte, weil die Käse sich in der Mongolei nicht mehren lassen, sondern weil sich darin beim Sauerwerden etwas Alkohol entwickelt und sie daher ein im geringen Grade berauschtendes Getränk bildet. In diesem Zustande wird sie, wie Pallas berichtet, Kumis genannt, was dem Kosmos des Abbruzquis, dem Kemul des Marco Polo und, wie Gort vermuthet, dem oxygala Strabo's entspricht. Aus diesem Kumis wird der Branntwein beereitet, von welchem weiter oben die Rede gewesen ist. Im Winter, sagt Wilson, wo die Stuten weniger Milch geben, trinken die Mongolen ein aus Schennoasser, Honig und Hefe bereitetes Getränk. Offenbar muß dieß seit so vielen Jahrhunderten übliche Dilat auf die Körperconstitution der Mongolen einen wesentlichen Einfluß gehabt haben, und ebenso würde, wenn an deren Stelle eine vegetabilische Kost träte, diese die Leibesbeschaffenheit dieser Leute bedeutend verändern.

Auf dem Nomadenleben dieses Volkes beruht indeß auch das beständige Reiten desselben, durch welches, meiner Ansicht nach, die Körperform desselben bedeutend modificirt wor-

den ist. Coray spricht sich in seinen gelehrten Anmerkungen zum Hippokrates über die Krankheiten aus, denen Nationen, welche viel reiten, besonders unterworfen sind. Ueber diesen Gegenstand traue ich mir kein competentes Urtheil zu; allein weichen Einfluß dieser Umstand auf die Gemüthsart eines Volkes äußern mag, läßt sich leicht einsehen. Doch auch einige der physischen Charaktereigenschaften sind ebenfalls durch das Reiterleben der Mongolen bedingt, z. B., die Kürze und Auswärtskehrung der Beine, sowie die Kleinheit der Füße, und diese würden sich mit einer Veränderung der jetzigen Lebensweise ebenfalls verlieren. (The Edinburgh new Philosophical Journal, July — Octob. 1844.)

### Ueber die Anwendung der Electricität und des Galvanismus bei der Landwirtschaft.

Bei einer neulichen Zusammenkunft der landwirthschaftlichen Gesellschaft von Teing berichtete der Präsident derselben, Herr James Adam Gordon, über die merkwürdigen Versuche, welche ein Herr Forster auf seinem Gute Hindraffe, bei Elgin, rücksichtlich der Anwendung des Galvanismus und der Electricität zur Beförderung des Pflanzenwuchses angestellt hat.

Vor vielen Jahren hatte Herr Forster in der Gardener's Gazette den Bericht über einen, von einer Dame angestellten Versuch gelesen, welcher lediglich darin bestand, daß man mittelst einer, in einem Gartenhause aufgestellten gewöhnlichen Electricitätsmaschine beständig electriche Strömungen durch die Boden, um das Gartenhaus her liegenden Bretten zuführte; da sich denn der Erfolg zeigte, daß der Vegetationsproceß im Winter unter dem Einflusse dieser wunderbaren Kraft nicht aufhörte, und daß der Schnee auf den so behandelten Bretten, solange das Experiment dauerte, nie liegen blieb, wie er es im übrigen Theile des Gartens that.

Hierdurch wurde Herr Forster veranlaßt, eine kleine galvanische Batterie auf einem Rasenstücke aufzustellen, und obgleich dieselbe nur ungemein schwach war, so besätigte deren Wirkung doch die von jener Dame erlangten Resultate vollkommen. Diese und andere Wahrnehmungen brachten Herrn Forster auf den Gedanken, daß sich die Electricität der Atmosphäre, die unangeführt von Oefen gegen Westen über die Erdoberfläche strömt, durch gewisse Einrichtungen zum Nutzen der Landwirtschaft verwenden lasse. Er ließ demzufolge ein Grundstück erwählen und mit dem sogenannten Maulwurfsfluge Wasserfurchen unter dasselbe ziehen und es mit Gerste und Gras besen. Dann schlug er am vorderen Rande desselben zwei, vier Fuß hohe, Pfähle ein, die genau in der Mittagslinie standen. Nun spannte er von einem Pfahle bis zum andern einen gewöhnlichen Eisendraht aus, dessen Enden herabstiegen und an starke hölzerne Pfähle befestigt wurden, die bis an die Oberfläche des Bodens eingeschlagen worden waren. Um die geradlinigen Ränder des etwa acht engl. Ruthen enthaltenden Ackerbeetes her versenkte er nun etwa 2 — 3 Zoll unter die

Bodenoberfläche zwei gleichlange Drähte, deren Enden mit denen des in der Luft ausgespannten Drahtes verbunden wurden und nicht zu steif waren, damit sie wegen der in kalten Nächten durch Temperaturveränderungen herbeigeführten Verkürzung den gehörigen Spirituum hätten. Auf diese Weise richtete Herr Forster zwei Ackerbeete her.

Bei'm Nachschlagen von Robt's populären Vorträgen über Electricität und Galvanismus hielt er sich jedoch bald davon überzeugt, daß die Einrichtung wesentlich fehlerhaft sei. Er fand dort angegeben, daß die jungen Gras- und Saatpfeifen die freie Electricität aus einer viermal so großen Entseinerung an sich ziehen, als die feinsten Metallspize; er schloß daher, daß, wenn die Gerste einen Fuß Höhe erreicht hätte, sie dem in der Luft ausgespannten Metalldraht alle Electricität entziehen würde, so daß der eingegrabene Eisendraht nicht mehr versorgt werden, also auch der Einfluß der abzurichten Electricität auf die Pflanzensprossen aufhören werde.

Am folgenden Tage errichtete also Herr Forster Stangen von 11 Fuß Höhe, versah sie mit einem Drahte und straf überigens ganz dieselbe Einrichtung, wie vor sie oben beschrieben, nur daß er diesmal ein 24 engl. Ruthen haltendes Ackerbeet mit in die Erde gegrabenen Drähten umgab. Die Resultate dieser Versuche sind noch nicht vollständig bekannt; allein soviel ist gewiß, daß die Gerstensämlingen auf den beiden kleineren, achtruthigen, Ackerbeeten bis dunkelgrün wurden und schneller wuchsen, als andere, bis sie etwa 1 Fuß Höhe erlangt hatten. Alsdann verschwand das dunklere Grün allmählig, so daß sie nach etwa vierzehn Tagen sich nur noch durch ihre bedeutendere Höhe auszeichneten, die jedoch auch später weniger auffallend wurde. Als die Gerste auf dem vierundzwanzigruthigen Ackerbeete sechs Zoll Höhe erreicht hatte, führte sie sich ebenfalls dunkel und wuchs schneller, als die nicht electricisirte Gerste, und dieß gänzlich Behalten war von Bestand; nur wurde auch diese Gerste natürlich gegen die Zeit der Reife hin gelb, aber erst später, als die übrige. Sie trieb auch mehr Halme und längere und stärker besetzte Aehren, als die nicht electricisirte Gerste, so daß man von ihr verhältnismäßig eine weit stärkere Aente erhielt. Selbst die Körner waren größer, voller und härter.

Um über die Sache noch mehr Aufschluß zu erhalten, besetzte Herr Forster an die vierfüßigen Pfähle des einen kleineren Ackerbeetes, acht Fuß hohe sichteine Stangen und spannte zwischen diese zwei Drähte, einen an den Spitzen der Stangen, und einen zwei Fuß tiefer, aus. Mit Versuchen sah er, wie dieses Ackerbeet sein früheres dunkelgrünes Ansehen theilweise wieder erhielt.

Zu Liverpool sind ähnliche Versuche mit dem besten Erfolge bei Kartoffeln angestellt worden, indem man von den so behandelten Grundstücken einen weit stärkern Ertrag erlangte, als von andern. (Spectator; Galvani's Messenger, 30 Oct. 1844.)

## Miscellen.

Ueber die Rolle, welche die Kohlensäure bei den Erscheinungen der Vegetation spielt, hatte Herr Schultz der Pariser Academie der Wissenschaften in einer ihrer letzten Sitzungen Ansehen mitgetheilt. Die von ihm bisher getriebenen sehr bedeutend abwiden, indem Herr Schultz annimmt, die Kohlensäure werde durch die Pflanzen benützt gar nicht zerlegt, und der von diesen, unter dem Einflusse des Sonnenlichts, ausgeschwächte Sauerstoff rühre nicht von der Kohlensäure, sondern von den in den Pflanzenstämmen enthaltenen organischen Producten, z. B., Weinsäure, Kiebsäure u. Zucker, Gährungs z. d. u. her; wie denn, z. B., frische Blätter, wenn sie in, von aller Luft befreitem, Wasser der Sonne ausgesetzt werden, Sauerstoffgas entbinden und sich auch in Schwefelwasserstoffgas zerlegen lassen. Zur Erreichung dieses Resultats verbindet er mit dem Objectivale ein Planolal von der größten Stärke und durch das Prisma verlesenen Sonnenlichtes. Durch dieses Glas werden beim Aufnehmen einer Landflora die blauen und rothen Strahlen, welche für die empfindliche Schicht der Platte zu kräftig sind, abgeschwächt, während sie an sich schwächeren grünen und gelben Strahlen ungeschwächt durchgehen. Die von Herrn. Wilson vorgeschlagenen Proben beweisen, daß man auf diese Weise die düstere Färbung des Laubes u. vermeiden kann.

Ein neues Verfahren, durch welches bei'm Daguerreotypiren eine harmonische Wirkung der physikalischen und chemischen Strahlen erlangt wird, hat Dr. Wilson, der Sohn, am 11. November der Academie der Wissenschaften zu Paris mitgetheilt. Zur Erreichung dieses Resultats verbindet er mit dem Objectivale ein Planolal von der größten Stärke und durch das Prisma verlesenen Sonnenlichtes. Durch dieses Glas werden beim Aufnehmen einer Landflora die blauen und rothen Strahlen, welche für die empfindliche Schicht der Platte zu kräftig sind, abgeschwächt, während sie an sich schwächeren grünen und gelben Strahlen ungeschwächt durchgehen. Die von Herrn. Wilson vorgeschlagenen Proben beweisen, daß man auf diese Weise die düstere Färbung des Laubes u. vermeiden kann.

## Heilkunde.

### Ueber die Variationen des Gewichtes der dem Pönitentiarysteme unterworfenen Gefangenen.

Von Dr. Marc d'Espine.

Der Verfasser hat seine Untersuchungen in dem Gefangenenhause zu Genf angestellt, in welchem das Auburn'sche System eingeführt ist. Die Gefangenen, nur männlichen Geschlechts, sind meist zwischen 20 und 40 Jahren; sie arbeiten am Tage bei absolutem Schwitzen zusammen und werden in der Nacht in isolirte Zellen eingesperrt. Nach der Schwere der Verbrechen sind vier Stadien der Behandlung festgesetzt; das Quartier B, das strengste, enthält die auf lange Zeit Verurtheilten und die Rückfälligen; das Quartier C die Verbrecher der zweiten Classe, das Quartier A die nur zur Correction Verurtheilten und das Quartier D auch einen Theil der letzteren, die sehr jungen Gefangenen und die Geisteskranken. Die Unterschiede dieser vier Stadien bestehen in der Beschaffenheit der Nahrung und in der größeren oder geringeren Freiheit; ferner speisen die Verbrecher erster Classe in Zellen, während die anderen zusammen essen. Die Gefangenen vierter Classe allein haben auf ihrem Hofe einen Garten mit Blumen. Die Nahrung aller Gefangenen besteht in 21 Unzen Brod den Tag über, einer Suppe Morgens und Abends und Gemüse Mittags, Kartoffeln nach Willkür. Die Suppe ist fünf Mal wöchentlich mit Butter bereitet, mit Gemüse, Reis oder Hafersuppe, Donnerstags und Sonntags erhält ein jeder Gefangener  $\frac{1}{2}$  Pfund Fleisch. Zum Getränke dient reines Wasser, im Sommer durch Enzianwurzel etwas bitter gemacht.  $\frac{1}{2}$  —  $\frac{1}{3}$  der Gefangenen haben eine sitzende Beschäftigung, sie sind Schuhmacher, flechten Stroh, machen Uberschmab u. s. w. Für die Arbeit sind 10 bis 11 Stunden bestimmt, 3

Stunden zum Essen und zum Ausruhen, die übrige Zeit für den Schlaf.

Ich komme nun zur Analyse der verschiedenen Wägungen der Gefangenen, welche von 1838 — 1842 von 6 zu 6 Monaten angestellt worden sind.

Wenn wir damit beginnen, bei den 186 Gefangenen jedes Alters, welche in diesen vier Jahren wenigstens zwei Mal gewogen sind, das erste Gewicht mit dem letzten zu vergleichen, so finden wir, daß die Mittelzahl der ersten Wägungen 60,82 Kilogr., der letzten 60,81 Kilogr. betrug, so daß wir annehmen sollten, daß der Einfluß des Pönitentiar-Systems auf die Körperfülle fast Null gewesen sey. Es ist jedoch zu bemerken, daß von jenen 186 Gefangenen eine gewisse Anzahl aus jungen, noch nicht ausgewachsenen Individuen bestand, deren Wachsen das eigentliche Resultat verdecken konnte. Indem ich also 52 Individuen, die bei ihrem Eintritte weniger, als 22 Jahre hatten, von jener Zahl trenne, so findet sich, daß 134 erwachsene Gefangene bei der ersten Wägung im Durchschnitt 63,23 Kilogr., bei der letzten nur 62,81 Kilogr. wogen. Um mich über die Genauigkeit dieses Resultats zu vergewissern, stellte ich dieselben Vergleiche zwischen dem ersten und letzten Gewichtsergebnisse für jedes Quartier insbesondere an und fand folgendes Resultat:

Quartier	erste Wägung	letzte Wägung
B von 47 Individuen, mittleres Gewicht	62,272 Gr.	62,285 Gr.
C — 49 — — — — —	63,725 —	63,281 —
A — 69 — — — — —	62,280 —	62,281 —
D — 21 — — — — —	48,824 —	50,730 —
	186	

Nach Abzug aller Individuen unter 22 Jahren ergibt sich folgendes Resultat:

Quartier		rechte Wägung	linke Wägung
B	von 39 Individuen, mittleres Gewicht	63,221 Gr.	62,278 Gr.
C	— 49 — — —	63,740 —	62,275 —
A	— 43 — — —	62,830 —	69,821 —
D	— 4 — — —	69,192 —	69,171 —

134

Ich fragte mich, ob das Alter nicht eine Rolle unter den Ursachen der Abmagerung spiele, indem ich fand, daß in C 11 Individuen über 40 Jahren, in B dagegen nur 7 vorhanden waren. Allein dieses verhindert sich nicht so, denn die Abmagerung der 7 Individuen in B betrug nur 313 Gr., während die der 11 in C 813 Gr. betrug.

Aus dem Vorhergehenden können wir schon schließen, daß das Pönitentienstystem eine Abmagerung des Gefangenen herbeiführt, obwohl diese nicht bedeutend ist und fast nur in den strengeren Quartieren hervortritt.

Man wird jedoch einwenden, daß die Zusammenstellung des mittleren Gewichtes nicht immer ein sicheres Mittel sein kann, um über die Wirkung einer Ursache zu urtheilen. Einige Ausnahmefälle von bedeutender Abmagerung in Folge von Krankheit würden in der That genügen, um das mittlere Gewicht einer Gruppe, in welcher die Mehrzahl ihr ursprüngliches Gewicht behalten haben, bedeutend niedriger zu stellen, während bei einer anderen Gruppe, in welcher jene Ausnahmefälle nicht vorkämen, die Mehrzahl eine leichte Abmagerung erleiden könnte und dennoch das mittlere Gewicht höher, als das erstere, sein würde. Um auch diesem Einwande zu begegnen, stellte ich meine Untersuchungen noch auf eine andere Weise an: ich zählte, statt der mittleren Gewichte, die Abgemagerten und die fetter Gewordenen und stellte die beiden Summen zusammen. Von den obigen 186 Gefangenen ergiebt die Zusammenstellung der ersten Wägung mit der letzten 88 Individuen, welche magerer geworden sind, 86, welche an Gewicht zugenommen und 12, welche dasselbe Gewicht behalten haben. Schreiben wir auch hier die Individuen unter 22 Jahren aus, so finden wir unter 134 Individuen 74 magerer, 48 fetter geworden und 13 unverändert.

Wenn man dieselbe Methode anwendet, um den Einfluß des Grades der Strenge auf diese 134 Gefangenen zu ermitteln, so findet man, daß von 87 Insassen der beiden strengeren Quartiere 53 magerer, 30 fetter geworden sind, 4 unverändert, während von den 47 anderen der beiden milder strengeren Quartiere 21 magerer, 18 fetter geworden sind, 8 unverändert.

Auf 10 Stärkergewordene finden wir also 14 Abgemagerte in den strengeren, und nur 11 Abgemagerte in den mildereren Quartieren; ferner übersteigt die Zahl der unveränderten Gebliedenen in den mildereren Quartieren, abseht gesprochen, um das Doppelte und, relativ gesprochen, um das Vierfache diejenige der strengeren Quartiere.

Diese Resultate stimmen vollkommen mit denen überein, welche uns die Vergleichung der mittleren Gewichte giebt, und ich habe noch hinzuzufügen, daß das Verhältniß der magerer zu den fetter Gewordenen in dem Quartiere C

noch ein Wenig günstiger für die Abmagerung, als in B ist, sowie wir auch das Mittelverhältniß der Abmagerung etwas größer in C, als in B, gefunden haben.

Ich habe ferner bei 61 Individuen über 22 Jahren das Gewicht beim Eintritte mit dem nach 3 bis 6 Monaten verglichen, um den ersten Einfluß des Pönitentienstems zu ermitteln, und fand, daß nach jener Zeit 26 magerer, 22 beleibter geworden und 7 unverändert geblieben waren. Dieses Resultat könnte überraschen, allein man denke daran, daß die Gefangenen immer einige Zeit vor ihrer Aufnahme in das Gefängnis in dem Detentionshause zugebracht und viele Ursache ausgestanden haben, wodurch die erste Einwirkung des Pönitentienstems auffallender hervortreten muß, während dessen eigentlicher Einfluß erst nach längerer Zeit richtig gewürdigt werden kann.

Ich komme nun zu dem Einflusse der Jahreszeiten auf das Gewicht der Gefangenen. 265 theils im Winter, theils im Sommer angestellte Wägungen ergaben 110 Mal eine Vermehrung, 132 Mal eine Verminderung des Gewichtes, 23 Mal keine Veränderung. Von diesen 265 Wägungen fanden 135 im Winter — im Laufe des Januars — statt, und diese ergaben 58 Mal Vermehrung, 69 Mal Verminderung, 9 Mal Gleichheit des Gewichtes; bei 129 im Sommer — im Juli — angestellten Wägungen fand ich 52 Mal Vermehrung, 63 Mal Verminderung, 14 Mal Gleichheit des Gewichtes. Aus diesem geht also hervor, daß die Jahreszeit fast gar keinen Einfluß auf die Körper schwere auszuüben scheint. (Annales d'Hygiène, Juill. 1844.)

### Glückliche Exstirpation eines Krebses der flexura sigmoidea coli.

Von R e y b a r d.

Am 8. April 1833 wurde der Verfasser zu einem Manne von achtundzwanzig Jahren gerufen, welcher seit mehreren Jahren krank war; sein Leiden hatte besonders in den letzten sechs Monaten zugenommen. Die Hauptsymptome waren: lebhaftes, häufiges Colicaförmen, von lancinirenden Schmerzen in der linken regio hypogastrica begleitet, welche ein fortwährendes Unwohlsein veranlaßten. Der Bauch war durch Gasanhäufung ungemäßen aufgetrieben, und in der linken fossa iliaca fühlte man eine harte Geschwulst vom Umfange eines Apfels, tief gelegen und beweglich; der Kranke litt an Auflossen, der Appetit war gut, Stuhlgang selten, kein Gasabgang per anum, aber zuweilen Abgang einer blutigen, eiterartigen Materie unter Tenesmus.

Erweichende Clystere wurden, selbst in geringer Quantität, schwere ertragen. Der Kranke war abgemagert, Fröste am Tage, Nächte schlaflos, besonders seit drei Monaten, zu welcher Zeit auch zuerst Eiter abgegangen war. Der Verfasser diagnostizierte eine carcinomatöse Geschwulst des S. romanum und führte am 2. Mai die Operation auf folgende Weise aus: Nachdem der Kranke auf den Rücken

gelagert war, machte Herr Keyhard oberhalb der spina illi anterior superior, parallel mit der crista illi und 1" von derselben entfernt, einen Einschnitt von 6" Länge, trennte die Brecklungen schichtenweise mit jedermaliger Unterbindung der blutenden Gefäße und öffnete dann das Bauchfell vorsichtig in einer Ausdehnung von ungefähr 3". Der tumor wurde nun, wiewohl mit vieler Schwierigkeit, hervorgezogen, zwei Ligaturen angelegt, und der Darm mit dem B. flexure in einer Ausdehnung, von ungefähr 3" getrennt, das mesocolon sedam mit einer Schere abgeschnitten. Die Arterien des Darms wurden dann unterbunden und die Fäden lang gelassen, um in die Höhle des Darms eingebracht zu werden. Herr Keyhard nahm dann zwei mit einem feinen, doppelten Seidensaden versehen und mit Cerat beschriebene Nadeln, von denen eine, nach Art eines Knotens, eine kleine Charpiertulle von der Größe eines Strohdeckelpfops trug, brachte die beiden Darmenden aneinander und vereinigte sie nahe an ihrem Mesenterialrande durch den Nadel der ersten Nadel, welcher darauf in einen doppelten Knoten verflochten wurde. Hier wurde nun die Leberverwundung angelegt, welche bis zur Mitte der Continuitätsstrennung fortgesetzt wurde, indem die Wundungen immer dichter und fester angelegt wurden. Der Faden wurde dann, 7 bis 8" vom Darne entfernt, durchschnitten, und das Ende in die neuen Suturen hineingezo-gen, welche nun mit der zweiten Nadel ausgeführt wurden. Als auch diese bis zum Mesenterialrande des Darms angelegt waren, wurden die beiden Fadenenden doppelt geknotet und dann der Faden abgeschnitten. Herr Keyhard schob nun den Darm tief in den Bauch hinein und vereinigte die äußere Wunde durch drei Nähte. Der Kranke dekkelt den Schenkel gegen das Becken gebeugt und den Stamm nach Vorn und Links geneigt; teislöse Diät. Alles ging gut bis zum fünften Tage der Operation, am demselben Aufhebung des Bauches, Spannung, Schmerz, die Wundwunden entfernten sich um 6" von einander (Blutegel, Cataplasmen, emollirende Kleister). Der Zustand des Kranken besserte sich, am acht- und dreißigsten Tage nach der Operation war die Wunde geheilt. Stuhlgang normal, Befinden gut. Nach sechs Monate traten lancinirende Schmerzen und Beschwerden in der regio iliaca sinistra ein, der tumor zeigte sich von Neuem, und der Kranke starb zwei Monate darauf am 16. März 1834. Die Section wurde nicht gemacht.

Das erstickte Stück hatte die Größe eines gewöhnlichen Apfels, von grauerfarber Farbe, am demselben mehrer Ausbreiten; er hatte die zwei hinteren Drittheile des Darms eingenommen. Nach den Untersuchungen der von der Acad. de méd. zur Beurtheilung dieses Falles erwählten Commission und aus den von Herrn Keyhard selbst vor derselben an Thieren angestellten Versuchen ergab sich:

1) Daß die von dem Verfasser angegebenen Modificationen der Darmnath weder das Hineingleiten der Fäden in den Darm leichter zu bewirken, noch Festsitzgänge oder tödtliche Ergießungen zu verhindern vermochten.

2. Daß daher eine solche Operationeweise nicht gebräuchlich werden könne, besonders wenn man an den Rath des Verfassers denkt, den erweiterten Darm in die Bauchhöhle zurückzuführen.

3. Daß, wenn die an Hunden angestellten Versuche die unmittelbare Vereinigung der Darmwunden als unauflöslich erscheinen lassen, daraus sich schließen läßt, daß dieselbe bei'm Menschen noch weniger angenommen werden könne, und

4. daß die Mittheilung der Operation, wie sie der Verfasser giebt, nicht genüge, um auf eine unmittelbare Vereinigung schließen zu lassen. (Gaz. médic. de Paris, No. 31.)

## Ein fremder Körper in den Luftwegen.

Von Dr. Foukon.

D. K., ein gesundes Landmädchen, 16 Jahre alt, wurde am 15. März 1841 in das Dubliner Stadtspital aufgenommen. Vor einem Monate ungeschicklich sitzend, während sie ein Stück Holz im Munde hielt, plötzlich über eine Bemerkung einer Freundin auf, worauf das Holzstück rückwärts schlüpfte und sie auf der Stelle von einem heftigen Hustenanfälle, welcher eine Stunde lang dauerte, befallen wurde. Sie glaubte, das Stück Holz verstopfen zu haben, und hatte die Empfindung, als ob dasselbe im oberen Theile des Schlundes säße. Druck verursachte daselbst Schmerz. Sie wurde bald etwas heiser und hatte wiederholte Hustenanfälle, welche besonders dann hervorgerufen wurden, wenn sie ihren Körper sehr nach der einen Seite hin wandte. Eine Woche hindurch blieb sie fast in demselben Zustande. Nach dieser Zeit verschwand der Schmerz hoch oben und zeigte sich am oberen Theile des Brustbeins; jetzt war auch zum ersten Male der Auswurf mit Blut geklebt. Die Stimme wurde in der zweiten Woche wegen der Heiserkeit fast unhörbar, welche letztere durch ein Liniment und einige innere Mittel beseitigt wurde.

Bei der Aufnahme ins Spital bot sie folgende Symptome dar: Stimme schwach und heiser, sehr heiser, wenn sie versucht, laut zu sprechen, aber klar und silberrein, wenn sie leise sprach; häufiger und zuweilen von Schmerz begleiteter Husten. Der Schmerz entsetzt auch, wenn sie rasch den Kopf nach der einen Seite hinwendet, oder sich vorwärts neigt. Sie bekommt Hustenanfälle im Bette, Nachts weit häufiger, als am Tage und von einer kroupartigen Inspiration begleitet. Percussionston auf beiden Seiten hell, Athmegeräusch wegen der lauten Exspiration kaum hörbar, wenn jedoch das Athmen leise ist, so sind auf beiden Seiten schleim- und sonores Rasseln und ohne einen bemerkbaren Unterscheid auf beiden Seiten hörbar. Das Nicken, Gespräche, oder Alles, was das Athmen beschleunigt, erzeugt Paroxysmen von kroupähnlichem Husten, während welcher das Athmen aufgehoben, das Gesicht geröthet, die Augen mit Thränen gefüllt und die Halsvenen angeschwollen sind. Er-

stigung scheint dann zu drohen, aber alle diese Symptome schwinden, sobald die Kranke Suppe oder etwas Flüssiges geniesst. Das Mädchen ist sonst in jeder Beziehung gesund und hat nie an hysterischen oder anderen Symptomen gelitten. Am 19. Mai führte Dr. Houston die Tracheotomie aus, legte die trachea bloß, hob den Vordertheil derselben vermittelst eines Hakens in die Höhe und schnitt ein queres Stück von der Breite zweier Ringe mit einer starken Schere aus. Die Operation dauerte keine Minute. Eine heftige Athemnoth trat bei diesem Verfahren ein, und auf der Höhe desselben wurde ein Stumpfen schaumigen, mit Blut tingirten Schleimes gewaltsam aus der Wunde und dem Munde ausgeworfen. Nach 2 bis 3 ähnlichen Hustenanfällen wurde das Athmen leichter und freier, als gewöhnlich und zwar so sehr, daß die Kranke sich von dem fremden Körper befreit glaubte. Eine biegsame Metallröhre wurde in die Wunde eingeführt, dann aufwärts gegen die Glottis und abwärts gegen die Lunge so weit, als möglich, geführt, sowie nach allen Richtungen bewegt, um den Stab zu entdecken; allein es war Nichts zu finden. Im Laufe des Abends wurde eine ähnliche Untersuchung mit einer eisernen Bougie, aber ebenso erfolglos, angestellt. Es war noch etwas Husten vorhanden, aber die Anfälle waren weder so heftig, noch so anauernd. Man bemerkte, daß das Wortleitfähern der Instrumente durch den larynx gar keine Aufregung erzeugte, in einer entgegengesetzten Richtung dagegen heftige Hustenanfälle herbeiführte. Die Wunde wurde einfach mit Charpie verbunden. Am funfzehnten Tage lehrten alle Symptome wieder, selbst stärker, als früher, in Folge einer Erkältung. Sie glichen jetzt mehr denen einer laryngitis oder tracheitis, weshalb Blutigel, Merkur und Blasnpflaster angewendet wurden. Nach acht Tagen völlige Genesung.

Juli 25. Beim Lachen bekam die Kranke von Neuem einen Hustenparoxysmus, welcher ungefähr eine halbe Stunde andauerte, dabei ziemlich reichlicher, mit Blut tingirter, Auswurf.

Juli 26. Wiederhergestellt, Wunde verheilt.

August 2. Stimme normal, kein Husten, Schmerz oder abnormes Rassen in der Brust, Befinden gut. Die Kranke verläßt das Hospital. Ungefähr 3 Wochen darauf warf die Kranke während eines ungemein heftigen Hustenanfalls ein Holzstück, von 1" Länge, mit einem beiderseitigen Griff, aus. Es ist dem Wirbel einer Kindervioline äh-

nlich und unverfehrt. Von da an hörte jedes Brustleiden auf, und das Mädchen erlangte seine volle Kraft und Gesundheit wieder. (Lancet, Febr. 24. 1844.)

## Miscellen.

Proth. Smith's neuer Mutterpiegel besteht aus einem gläsernen Glinder, welcher in einen metallnen eingesetzt ist und in diesem ein und her gleitet. Die innere Fläche der Metallröhre ist bell polirt, und die Reflexionskraft derselben wird durch den Glasglinder sehr erhöht. Der Rand des Glinders oder Uterinendes ist fongulig zu einem dicken Ringe abgerundet, welcher etwas an seiner Innenseite hervorsticht, wodurch die Einföhrung des Instrumentes in die Scheide erleichtert und auch eine Erhung des letzteren Vordertheils der inneren Hohre gegeben wird. An der Seite ist eine enste Oeffnung angebracht, welche sich bis zu 1" vom dem Uterinende des Glinders erstreckt. Das andere Ende stellt einen schmalen Rand dar, dessen Oberfläche gefenstert ist, um alle die Strahlen zu absorbiren, welche sonst reflectirt werden und das Auge des Beobachters blenden möchten. An der Glasröhre befindet sich gleichfalls ein entsprechender Rand, an welchem die Scheibe leichter aus dem Metallcylinder herausgezogen werden kann. — Das Instrument eignet sich auch zur Application von Blutegeln an den cervix uteri, oder an die vagina, zu welchem Zwecke zwei feine Röhren von Draht genommen werden, eine mit einer einzigen Oeffnung am Ende für die portio vaginalis, die andre an beiden Enden gefenstert und mit einer, der an der Metallröhre befindlichen, ähnlichen Oeffnung für die vagina.

Ueber das Jodessen bemerkt Dr. Steudel in Gtingen, daß er die in's Braungebliche spielende heile Auflosung in Wasser häufig als ein Präparat kennen gelernt, welches leicht vertragen wurde, selbst in Fällen, wo andere Eisenpräparate unzuluglich wirkten. In zwei Fällen jedoch verursachte dieselbe Auflosung (1 Drachme in 8 Unzen) Erbrechen und Waalenbruden; zu seinem Erstaunen bildete die Medicin in diesen Fällen eine dicke schwarze Kruste. Es war Jodessen, welches von einem Materialisten bezogen war. Es ist nun zu bemerken, daß das reine Jodessen aus der Luft sehr rasch freies Jod und Sauerstoff anzieht und ein in Wasser fast unlösliches Oxyd bildet. Dr. Steudel ist daher der Ansicht, daß die Apotheker immer das Jodessen ex tempore bereiten sollten, damit nicht, statt des Jodessens, in vielen Fällen Jod-Eisenoxyd verabreicht werde. (Wurtembergisches Correipon. Blatt. 1844. Nr. 1.)

Analise des Blutes in einem Falle von Mielcolil. Professor Coggi entdeckte bei der Untersuchung des Blutes eines an Mielcolil Leidenden in demselben ein Mielcolil und Mielcol, aber nicht in Verbindung mit Hamatinen und Fibrine, sondern mit albumen. Diese Analise, welche die Ansichten von Schübler, Serzetusius, Passaigne und Tabdei bestätigt, ist die erste, durch die wir erfahren, mit welchen Elementen des Blutes das Mielcolil in Verbindung tritt. (Zur Chemist in Lancet, May 1844.)

## Bibliographische Neuigkeiten.

Du coeur, de sa structure et de ses mouvements. Par M. Par-chappe. Paris 1844. 8.

Researches into the physical History of Mankind. By James Cowles Prichard, M. D. Third Edit. Vol. IV. Containing Researches into the History of the Asiatic Nations. London 1844. 8.

Art de soigner les malades, ou traité des connaissances nécessaires aux personnes qui veulent donner des soins aux malades. Par le Docteur Louis Bertrand. Paris 1844. 12.

Considérations sur l'instruction des sourds-muets. Par L. P. Paulmier. Paris, chez l'auteur a l'institut royal des sourds-muets. 1844. 8.